

Rüdiger Görner

Weil wir sind, was wir erinnern

Überlegungen zu einer Mnemontologie

„Ich versuchte, mich zu erinnern,
aber ich erinnerte mich nur an Erinnerungen,
wie wenn Spiegel einander widerspiegeln, endlos.“
Hugo von Hofmannsthal, *Die Statuen* (1914)

„Aber zuweilen muß einer da sein, der gedenkt.“
Albrecht Goes, *Das Brandopfer*

Für Eveline Goodman-Thau

Keine Kultur ohne Gedächtnis, kein Persönlichkeitsbild ohne Erinnerungsqualität und kein (kritisches!) Selbstverständnis ohne Vergangenheitswissen. Was spricht zu uns, wenn die Erinnerung spricht? So befragte Vladimir Nabokov in seinen Memoiren stellvertretend für jeden Verfasser von Erinnerungen sein Gedächtnis.¹ Ist es ein Orientierungsbedürfnis in den Wirren der Zeit, ein bestimmter Sinn für Geschichte oder der Wille nach Selbstbestimmung?

„Geschichte“ hat anhaltend Konjunktur², so verbreitet auch die Klagen über die Geschichtslosigkeit sein mögen – gerade auch in ihrer musealen Aufarbeitung geschichtlicher Stoffe, deren neue Maßstäbe etwa im deutschen Kulturbereich im Jahre 1976 durch die inzwischen legendäre Stuttgarter Staufer-Ausstellung gesetzt wurden. Damit ist das Offensichtliche auch gesagt: Die Darstellung von Geschichte ist ihrerseits Gegenstand der Erinnerung. Daraus ergibt sich die erste schlichte Erkenntnis: Wir sind, *weil* wir waren, aber *nicht wie* wir waren. Es sei denn, wir halten es mit den „anthropologischen Konstanten“ eines Arnold Gehlen und bezweifeln die Wirkungsmächtigkeit der mentalen und vor allem verhaltenspsychologischen Entwicklung.

Erinnerungen tendieren zum Durcheinander. Zu strukturiertem Erinnern müssen wir zumeist angehalten, aufgefordert werden, etwa dann, wenn wir als Zeugen vernommen werden und es darum geht, einen Vorgang oder Tathergang zu rekonstruieren. Das Eigentümliche dabei ist: Indem wir erinnernd etwas erkennen, werden wir Teil des erinnerten Geschehens; sofern wir Nachgeborene sind, also nicht über tatsächliches Erfahrungswissen bezüglich der erinnerten Epoche verfügen, imaginieren wir, dabei gewesen zu sein.

Erinnerung verschafft Gelegenheiten zur Selbstverständigung, Identitätsbildung; sie erzeugt aber auch Verlegenheiten, Schuld- und Schamgefühle. Diese wiederum relativieren die Identität stiftende Wirkung der Erinnerung, stellen sie in Frage, zerstören sie sogar.

Geschichte ist nur als erinnerte Geschichte präsent. Daneben gibt es aber auch eine Erinnerungsgeschichte, um mit Aleida Assmann zu sprechen.³ Sie unterscheidet zwischen einer quellenhalber erschließbaren Geschichte und einer „Gedächtnisgeschichte“, wobei sie – mit Jan Assmann – eine Art ‚Vertrag‘ zwischen Individuum und Generation am Werke sieht, der sich im „kommunikativen Gedächtnis“ verwirklicht. Beiden ist zuzustimmen, wenn sie davon ausgehen, dass sich das Gedächtnis kommunikativ aktiviert und so in Handlungsabläufe einbringt.

Gemeinhin behandeln wir die Geschichte als kollektiven Erinnerungsraum. Auch dieser ist wie das Holz, aus dem der Mensch geschnitzt ist, und wie der kosmische Raum – gekrümmt; denn er besteht aus Deformationen, diversen Zeitschichten, Zeitebenen und Zeitverläufen, deren subjektive Erfahrbarkeit von den individuellen Voraussetzungen des Individuums in der Zeit abhängt. Das Extrembeispiel stellt die das Verhältnis zum Eigenen und Anderen entstellende Erinnerung an die Folter dar, die Tortur, eine Erinnerung, die Jean Améry als unauslöschlich beschrieben hat.⁴

Wer erinnert was, warum und wo? Erinnern wir vorrangig, indem wir – unter welchen Voraussetzungen auch immer – das Schweigen in uns zum Sprechen bringen⁵ oder ins Museum gehen? Indem wir uns Bilder vergegenwärtigen, tatsächliche, Fotografien etwa, oder imaginierte? Wir erinnern, indem wir in uns etwas wieder erkennen, Worte, kleine Phrasen, die Anlass bieten zu Assoziationen. Ernst Blochs Wort führt auch hier auf eine besondere Spur: „Ich bin. Aber ich habe mich nicht. Darum werden wir erst“.⁶ Diese drei Feststellungssätze